

Die Kette des

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Martin meinte plötzlich zu verstehen, daß ihrer so sorglosen, mit jedem Glied, mit jeder Biegung verbenden Schönheit nur ein unverzagtes, frisches Genießen gefallen konnte. Er mußte aus seiner knabenhaften Schen herausgehen, unaufgefordert nehmen, was sich ihm so gütig, arglos und selbstverständlich hingab. Hatte ihn doch der Lebenshunger hergetrieben! Wie? Ihm bot das Leben seine schillernden Schätze an, und er wollte den Preis, das frische Wagen, nicht bezahlen?

Als er jedoch Maags Stimme im Flur vernahm, wurde er nervös und horchte gespannt hinaus. „Gott, nur nicht hier herein!“ beschwor er die Schritte draußen. Zu Klara sagte er ganz unvernünftig: „Er macht jetzt immer so sonderbare Späße und Anspielungen — in der Weinlampe. Gestern abend zum Beispiel, da —“

Sie richtete sich sofort auf.

„Was? Der?“ begann sie unsäglich verächtlich. Martin zollte ihrer Furchtlosigkeit große Bewunderung, denn ihm fehlte zuweilen der Mut, seine Errungenschaft im Maagschen Hause in Einklang zu bringen mit dem Schicksal der Frau, die ihn mit Achtung und Liebe erfüllte.

„Er muß doch früher einmal ganz anders gewesen sein, nicht?“ fragte er, ohne zu ahnen, welcher Sturm er heraufbeschwor.

Sie setzte sich wieder, legte ein Bein übers andere und spannte die Hände vor den Knien. In ihrer Miene malte sich Scham und Haß.

„Ach, versteht sich, war er ein anderer Mensch vor zwanzig Jahren! Sonst wär's eine Schande für mich. Sogar geliebt hab' ich den Tropf. Aber schon 'n halb Jahr nach der Hochzeit muß' ich seinetwegen eine Kellnerin bei Nacht und Nebel fortjagen. Von dort an war überhaupt keine mehr sicher vor ihm. Ich war gerade gut genug als Lockmittel. Die jungen Herren animieren, Zank und Zoten anhören, das Gefindel zu einer einträglichen „Flaschenweinfundschaft“ abrichten — das war meine Laufbahn. So ist er hochgekommen!“

„Warum haben Sie's denn getan? Das begreife ich nicht,“ warf Martin erregt dazwischen.

„Ja, so reden alle, die nichts davon verstehen. Du lieber Gott! Als wenn ich nur davonzulaufen brauchte, um direkt ins Paradies zu kommen! Ich war doch Mutter! Und zudem — man hofft und hofft — o, was sag' ich, der Himmel weiß, wie lang ich an ihm gehangen

hab' — Weisheit war er auch und hätt' etwas Rechtes werden können. Aber dann hat er das Spekulieren angefangen, das viele Trinken, der Tropf! Mir ist nur die Sorge ums liebe Kind geblieben. Ja, da bin ich noch fast froh gewesen um das bißchen Abwechslung in der Wirtschaft.“

Martin nickte nur. Schneller, als sich denken läßt, hatten feurige Empfindungen das Gehörte ausgesponnen, ihre traurige Vergangenheit in einem tiefen Mitleid zusammengefaßt.

„Eine andere wäre vielleicht gestorben oder verrückt geworden vor innerem Elend. Ich bin gesund geblieben. Aber man muß auch begreifen, was das heißt!“

Während sie das sagte, begann eine mächtige Bewegung an ihrer Fassung zu rütteln. Vorahnend, tranken vor Glück, faßte er sie um den Hals und gestand ihr zwischen leidenschaftlichen Küssen die Wärme des Gedankens, ihr etwas von dem verlorenen Frühling erwecken zu können. Dankbar drückte sie seine Hand.

Frau Klara wußte kaum, wie das Jugendwunder über sie kommen konnte. Nun war es einmal da, ihre Seele füllend, und sie freute sich dessen aus allen Quellen ihres jung gebliebenen Herzens. Sie wollte keine Schuld suchen in dieser Liebe, keine anerkennen. Wer oder was sollte sie daran hindern? Wem anders als sich selbst war sie Rechenschaft schuldig? Selbst wenn das liebliche Bild ihres Kindes in Klaras Seele trat, blieb ihr die Meute fern. Die mächtigen Lebensgeister halfen ihr über alle Bewusstseinsengen hinaus. Eher noch plagte sie eine gewisse Angst, die heimkehrende Tochter könnte eines Tages das mütterliche Geheimnis erraten. Aber war nicht auch das noch ein törichtes Sichquälen und Gespenstersehen? Fühlte sie nicht nach wie vor den echten Drang, dem Kinde zu geben, was des Kindes war? Durfte dieses mehr von ihr verlangen? Wie bald würde auch Emmis weibliche Natur erwachen und einen Gefährten wählen! Was blieb ihr, der Mutter, dann noch vom Leben? Ihr ureigenstes Wesen zu unterdrücken, sich die innigsten Freuden und Genüsse dauernd zu versagen, weil sie ein Jugenddiertum, ein blinder Trieb an einen an Leib und Seele verdorbenen Menschen gekettet hatte: das durfte niemand von ihr verlangen. Die Gerechtigkeit konnte solch ein Opfer von keinem Menschen fordern.

Aus der Tiefe ihrer Herzensnot erkannte sie nun vollends, wie auch ihr Sinnen geleitet und

bestimmt wurde von der schmeichelnden Jünglingsliebe. Schon der bloße Gedanke an eine Trennung löschte jede Hoffnung aus.

So blieb also nur das Mißverhältnis der Stellung, die Martin Link im Geschäft ihres Mannes einnahm, was Klara beängstigte. Ob sie die Macht, den Scharfblick behielt, um den lieben Leichtsin zu schützen vor Maags Rücksichtslosigkeit und Niedertracht? Ihn glücklich zu erhalten in ihrer Nähe, war ihre Not. Die schrankenlose Hingabe des Jünglings durfte nicht die Klippe werden, woran sein besseres Streben scheiterte. Sie ahnte: mit dem Unglück seines Herzens war ihre Liebe ein Verbrechen. Und diese Gefahr war nicht zu verkennen! Sie wuchs von Tag zu Tag. In seine ehemals so bescheidene Aufführung mengte sich bereits das wüste Gebaren, der Jargon der Gliteragenten. Dazu kam die übermäßige Lust am Wein und Spiel.

Sie ließ es freilich nicht fehlen an mütterlichen Vorhaltungen, ja, als sie ihn einmal dabei ertappte, wie er einen rohen, geschmacklosen Witz unter ihre Gäste trug, hatte sie ihn vor allen Anwesenden laut angefordert, die Wirtschaft zu verlassen. Diese Beschämung hatte ihn beinahe aus dem Hause getrieben; er mied dann ihren Umgang eine Woche lang, während sie sich scheinbar nicht daran feierte, bis er — ihre gute Absicht verstehend — von neuem um ihre Gunst zu werben begann.

„Wir müssen nun mit Emmis Hilfe für allerhand Aenderungen sorgen,“ sagte sie, sich seiner erwehrend. „Wenn man den Alten endlich dazu bringen könnte, einen ordentlichen Landsitz zu kaufen! Ach Gott, wie gern lieb' ich die Wirtschaft fahren!“

„Das wird schwer halten! So, wie's jetzt ist, paßt es ihm eben in seinen Kram,“ erwiderte Martin, der sich gleich in Gedanken verlor, was er mit seines Meisters Millionen anfangen würde.

„In die Wirtschaft wird das Maidle nicht gesteckt. Damit soll er mir nicht kommen.“ Sie erhob sich kampfbereit. „Sonst hat er's mit mir zu tun. Da kennt er mich noch nicht. 's ist traurig genug, daß nicht eine einzige rechte Familie da ist, wo sie geborgen wär'. So weit haben wir's ja glücklich gebracht, wir Millionärsleute! Ach, mein Gott!“ jammerte sie mit gerungenen Händen, „warum konnte das dumme Kind nicht 'n paar Jahre länger fortbleiben? Daß sie mir durchaus kommen muß!“

„Der schöne Hausvogt mißte verschwinden vom Erdboden, dann wäre alles gut!“ dachte Martin mit Schaudern. Er wandte sich schnell ab von seiner Herrin, wie wenn ihm der höllische Gedanke an der Stien geschrieben wäre. Es half ihm auch wenig, daß er sich innerlich zur Wehr setzte gegen diese Vision, die mit einem Schlag den Vorhang der Seele zerriß und dem zaudernden Blick die blendenden Schätze aufdrängte, die der Moloch bewachte. Auf einem goldenen Triumphwagen raste daher die Göttin der Gelegenheit mit ihrem frechen Dirnenlachen, in der Hand die schneidige Klinge, das Werkzeug des Mörders. „Versuch's mit mir, Du wirst es nicht bereuen!“ lachte das wilde Weib. Der Dolch lag zu seinen Füßen.

„Entsetzlich!“ entfuhr es der stocenden Brust des Jünglings, in dessen glühendem Hirn der Gedanke deutliche Gestalt annahm. Es war ihm, als spannte sich seine Hand um den Dolchgriff, als sei ihm das Gesicht zur ewigen Qual ins Herz gebrannt, bis er sich durch die graue Lat davon befreien würde.

Frau Klara, die nicht ahnte, in welcher Wildnis seine Gedanken herumjagten, sprach erregt weiter und drohte im Notfalle die Gerichte gegen ihren Mann anzurufen.

„Ich muß jetzt gehen! Adieu —“ sagte Martin, dem der Schweiß auf der Stirne stand. Dann machte er sich schnell davon.

Was war denn das? Warum ging er, der sie sonst immerzu bestürmte und überschüttete mit Liebesworten, auf einmal kurz und kalt hinaus? Nachdenklich schritt sie hinüber in ihr Ankleidezimmer; es war Zeit, sich fürs Geschäft zurecht zu machen. Sie begann etwas verstimmt ihr Morgenkleid auszuziehen, die flüchtig gesteckten Haare aufzulösen, deren schwarze, schillernde Flut sich an der blanken Schulter teilte, so daß eine Strähne über die linke Brust herabfiel, einer züngelnden Schlange gleich.

Mit gerötetem Gesicht, zitternd vor Scham über ihre Schamlosigkeit, betrachtete sie sich eine Weile im Spiegel. Das Tageslicht fiel scharf auf Klaras hüllenlose Gestalt und malte schalkhaft einige flimmernde Scheibchen drauf. Schön, schön war sie. Die siegreichen, unterjochenden Formen erfüllten sie mit stolzer Genugtuung. Die Haut konnte die Jüngste, Schönste nicht geschmeidiger haben, die Brüste waren straff und voll, die Zähne heil und weiß.

Ein überströmendes Lustgefühl, kraus vor Lebenskraft, trieb ihr Glückstränen in die Augen im Bewußtsein ihrer Macht und Schönheit. Die begehrtlich bewundernden Blicke ihrer Gäste tanzten einen Reigen vor ihrer trunkenen Seele. In aller Augen las sie ja einen und denselben Wunsch: schenke mir Deine Gunst! Nein, Gott bewahre, ihre Zeit war noch nicht vorüber. Eben hatte die unter so vielen ungelebten Jahren begrabene Jugend die Decke gesprengt. Nun war sie gleich einem Apfelbaum, der im Herbst noch rosige Blüten treibt.

O, wie hatte sie's nur zuwege gebracht, so viele Jahre in einer schmerzvollen Entsagung zu beharren! Wem war denn nun diese grausame Sucht zustatten gekommen?

„Mein Gott!“ jammerte sie, „es ist ja wahr, ich habe mich ganz nutzlos geopfert! Ich wäre dem Kind keine schlechtere Mutter gewesen, wenn ich meine Nächte nicht durchhärmt, die Jugend nicht vertrauert hätte!“

Der Mann war gelassen seine eigenen Wege gegangen. Ihm schien weder ihre Verachtung noch die Entziehung ihrer Liebe je beunruhigt zu haben. Dagegen machte er einen lauten Spott aus ihrem törichtem Marthirium und sagte es ihr ins Gesicht: „Zur Heiligen langt's ja doch nicht, herunter mit der Larve!“

So traurig gemahnt von den Geistern ihrer verlorenen Jugend, warf sich Klara allen Stolzes bar auf ihr Lager hin und weinte den schwerverbüßten Zeiten nach.

Gegen Abend wurde Emmi Maag erwartet, die „junge“ Sichelwirtin, wie sie der Vater den Stammgästen ankündigte, um seine Frau zu ärgern. Der Spekulant Maag saß am runden Tisch, einem unbeholfenen Bauer gegenüber, mit dem er einen Handel vorhatte. Ohne auf dessen Einwendungen zu achten, füllte er zwei Gläser mit seinem gelobten Leibwein, „Sasella“ geheißen, und trank dem Bögern zu.

„So eine Sorte löst die Zunge. Geschäfte im Trocknen gibt's bei mir nicht, man kommt so schneller vorwärts. Also, wie gesagt: die sechzigtausend biet' ich vorweg. Das ist nobel bezahlt, nobel, Papa Furrer. Für so 'n Fegen Land, was?“

Die Hälfte seiner Reden verschluckte Maag zugleich mit dem guten Wissen seiner Bespermahlzeit. Er hielt viel auf erlesene Speisen und hatte ein altes Sprichwort, das ihm zu wenig sagte, auf seine Weise verbessert: „Ein guter Wissen ist ein gutes Ruhefessen.“

„'s geht gewiß nicht so billig. Das wär' ja 'n gefundenes Fre—hm, nix für ungut, Herr Maag!“ meinte der Bauer gutmütig grob. Er war eigentlich nur in die berückigte Höhle des Löwen gekommen, um einmal zu hören, wie er brüllte, was man ihm, dem Bauer, für Haus und Hof bieten möchte. Aber schon hatte ihn die Sabgier sowie der genossene Wein um die gute Vorsicht betrogen.

Maag machte eine ungeduldige Bewegung, wischte sich den Mund und stocherte ungeniert, angestrengt in den Zähnen.

„Schon gut, Manule. Nur — die Sach' ist die, ich hab' heut noch anderes vor als Eueren Hammel fettzumachen.“ Damit erhob er sich breitpurig und trat vom Tisch weg, als hätte er mit dem Bauer nichts weiter zu schaffen.

Ulrich Maag war das typische Beispiel eines Parvenus. Die atemlose Hast und Jagd nach Gewinn, die sich nicht mehr Zeit läßt zu fragen: Wozu? und niemandes Wohl im Sinne trägt, sondern alles zwecklos auf einen Haufen wirft; dieser irrsinnige Erwerbstrieb, die Sucht des „reichsten“ Mannes — hatte Maag zu dem gemacht, wofür er allgemein galt: zum arriichigen Millionär.

Auf seine Person kam wenig Achtung und Liebe, wohl aber Furcht, Neid, Haß und Abscheu. Umgekehrt verachtete er seine ganze Umgebung und bemühte sich um keiner Leute Gunst außerhalb seiner Geschäftsinteressen. Die bizarre Herzensbeschaffenheit gelangte im Aeußeren dieses Menschen gewissermaßen zur Anschauung, doch der Eindruck entzog sich jeder Beschreibung. Der kleine, runde, stets kurzgeschorene Kopf paßte nicht auf den breitschultrigen, fettleibigen Körper. Eine immer spielende rohe Mimik hatte sein fleischiges Gesicht verrunzelt und den gleich giftigen Insekten in der Höhle zurückliegenden Augen eine beängstigende Unstetigkeit verliehen. Die Nase war unförmig breitgedrückt, der Schnurrbart borstig, ungepflegt, die Haut gelblich fahl, das Kennzeichen der Mierenkranken — die Farbe der Hoffnung für seine Gattin.

Diesen Mann fürchtete man schon von Angesichts wegen. Auch der Landwirt Furrer aus Wipfingen unterlag diesem Eindruck. Nachdenklich, etwas erstaunt über den schroffen Abbruch der Verhandlungen, schlürfte er von dem schweren Weltliner Wein, um sich wenigstens daran schadloß zu halten. Er wog prüfend Schluck für Schluck auf der Zunge und ließ den ungewohnten Saft mit Behagen durch die Kehle rinnen. „'n rassisger Tropfen, Sakrament, Sakrament!“

Zuweilen sah er hinüber zum Büfett, wo Maag mit seiner Frau zu plänkeln versuchte. Sie las, und er grinste spottlustig auf sie nieder.

„Du bist jetzt mit einemal so auf Bücher verlesen, schöne Frau? Auf Liebesgeschichten?“

Das wird ja 'n richtiger Nachfrühling, wie ich merke!“

— Frau Klara faßte so viel Geringschätzung in ihre Miene, als sie ausbieten konnte, und sagte: „Es geht Dir, scheint's, nicht recht nach Wunsch bei Deinem Handel, da kannst Du die Galligkeit wieder nicht verwinden, gelt?“

Ihm schien es recht wohl zu behagen, daß sein Hohn auf empfindliche Saiten fiel. Er lachte selbstgefällig in sich hinein und kramte eifrig nach anderen Sticheleien. Schließlich wandte er sich gehässigen Mutwillens an einige Studenten, die ihr leichtes Geschick auf die Stebnerin spielen ließen.

„Aufgepaßt, meine Herren! Ich muß Ihnen etwas aus Herz legen. Also fehlt, wo meine Frau so viel Geld für Buz ausgibt, rein um Ihnen zu gefallen, also da kann ich nicht zugeben, daß Sie bloß der Marie den Hof machen. Ist etwa meine Alte keine schöne Frau? Wer mir dagegen ein Wort sagt —“

Einer der Studenten meinte: „Sie hätten allerdings längst Ihre Hörner verdient, Herr Wirt, denn erstens sind Sie nicht so schön wie Ihre Frau Gemahlin —“

Darüber erhob sich ein zustimmendes Gelächter, woran sich auch Maag künstlich beteiligte.

„Ach, du meine Güte!“ rief er mit einer witzigen Grimasse, „meine Frau? Was glauben Sie? Ob die sich was abgehen läßt? Hä? Ich wette, die hat schon lange ihren Coeur-Duben!“

„Zur Ordnung!“

„Ein sehr zartfühlender Gatte!“

„Das ist stark!“ tönte es durcheinander.

„Er hat noch nie gewußt, was Ausland ist!“ sagte Frau Klara, die nur zu oft vergaß, daß Gleichmut die einzige Waffe war, deren sie sich gegen ihren Mann bedienen durfte.

Aber Maag liebte es, solche Späße auf die Spitze zu treiben. „Wann denn nicht? Ich habe ja nichts dagegen. Sie ist jung geblieben, ich bin alt geworden! Sei da, Maidle!“ wandte er sich lachend, johlend an die Kellnerin, „die Gitarre her! Aufgespielt! Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht —“

Der Wipfinger Bauer hatte sich inzwischen ganz in sich selbst zurückgezogen. Im Grunde war er gar nicht entmutigt von Maags Anerbieten. Nicht ganz um die Hälfte hatte er vor Jahren sein Anwesen gekauft, zu einer Zeit, als Zürich noch ein Winkelstädtchen genannt wurde. Inzwischen war ihm die Häusermasse, das Rattern und Tosen wie eine Flut immer näher gekommen. Der eine und andere seiner Nachbarn war dem Andrang bereits gewichen. Da und dort erhoben sich städtische Bauwerke, Fabriken dampften und stampften in der Nähe. Unheimlich schnell für den Bauernverstand wuchs die Stadt über ihre altgewohnten Grenzen hinaus. Man wisperte freilich mancherlei von einer bevorstehenden Sintflut über die lärmende, aufgeblasene Industrie, die spekulative Handelswelt, die, anstatt einem soliden, anständigen Gewerbe, einem gefährlichen Scheinwesen, allerlei schmarozhenden Buziglern emporhält.

(Fortsetzung folgt.)

Wonne und Leid.

Die Welt hat Wonnen ohne Zahl,
Die täglich, stündlich sich erneunt! —
Kann doch ein einz'ger Sonnenstrahl
Ein armes Menschenherz erfreun.

Die Welt bringt Leiden ohne Wahl,
So lange wechseln Tag und Nacht! —
Kann doch ein einz'ger Wetterstrahl
Hinschmettern königliche Nacht. —

Gustav Schmidt.

Induktionsströme hoher Spannung.

Von Karl Hermann.

Die Erzeugung von elektrischer Energie im Kleinen erreichen wir auf zwei verschiedenen Wegen: mit Hilfe der Reibung oder durch den Galvanismus. Die Beobachtungen, die wir dabei machen, weichen von einander ab. Wenn wir einen Hartgummistab in trockenem Zustand mit einem seidnen Lappen reiben und ihn dann dem Finger nähern, so sehen wir im Dunkeln einen langen, verästelten Funken, der knisternd schnell überspringt. Der Stab wurde unter der Reibung elektrisch, aber dieser Zustand endigte mit dem Erscheinen des Funkens. Die ganze, durch unser längeres Reiben angesammelte Elektrizität erschöpfte sich in einem raschen, nur den Bruchteil einer Sekunde währenden Funken. Wir wissen nun auch, daß z. B. ein geriebener Glasstab anders elektrisch wird, als das Hartgummistück; Glas erhält nämlich positive, Hartgummi negative Elektrizität. Man könnte an Hand von Experimenten nachweisen, wie die Glaselektrizität, die positive, nach der negativen strebt und sich mit ihr zu vereinigen sucht. Diese Vereinigung der beiden elektrischen Ladungen, ihr Ausgleich, geht eben in Gestalt des Funkens vor sich.

Andere Erscheinungen treffen wir beim Galvanismus. Da ist es nicht die Reibung, die Elektrizität erregt, sondern die Berührung geeigneter Körper mit chemischen Stoffen; ferner sind es chemische Reaktionen, die sich dabei abspielen. Es sind keine Glas- oder Hartgummitheile, also Nichtleiter, die elektrisch wirken, sondern gerade solche Materialien, die in hohem Maße leitfähig sind. Die von einem galvanischen Element abgegebene elektrische Energie stellt aber keine einzelnen Funken, sondern einen fortlaufenden Strom dar. Die eigentlichen elektrischen Vorgänge an sich sind die gleichen wie vorher, wir bezeichnen den einen Teil als negativ, den anderen als positiven Pol oder Elektrode. Durch einen angeschlossenen Drahtbügel können wir den elektrischen Strom vom positiven Pol zum negativen fließen lassen, und finden auch hier das Streben der beiden Elektrizitäten nach Vereinigung. Nehmen wir anstatt der einfachen Leitung eine aus zwei Drähten bestehende, so haben wir eine negative und eine positive Hälfte, deren Enden die gleiche, einander aber entgegengesetzte Polarität besitzen wie die beiden Elektroden. Lassen wir die beiden Drahtenden einander berühren, so sehen wir ebenfalls Funken, die aber nicht zentimeterlang, sondern sehr klein sind. Sie unterscheiden sich demnach stark von den Funken der Reibungselektrizität. Aber dieser Strom hat noch besondere Eigenschaften, die der anderen Elektrizität fast ganz fehlen. Zu diesem Zwecke hängen wir zwei Platindrähte in Wasser, dem ein wenig Schwefelsäure beigemischt ist, und bringen die Drähte des galvanischen Elements an je einen Platindraht. Sofort lösen sich von diesem auf beiden Seiten lebhaft Gasbläschen ab, das Wasser wird durch eine elektrolytische Scheidung in seine beiden Bestandteile zerlegt, Wasserstoff und Sauerstoff. Mit Reibungselektrizität würden wir dieses Experiment nicht ausführen können.

Aus dem zweifachen Verhalten der elektrischen Energie, der Fähigkeit, lange Funken durch die Luft schlagen zu lassen, in der einen, eine kräftige elektrolytische Wirkung in der anderen Art, können wir den Schluß ziehen, daß die beiden gesonderten Eigenschaften auf verschiedene Beschaffenheit der Ströme zurückzuführen sind. Man sagt, die Reibungselektrizität mit ihren langen Funken hat eine hohe Spannung, die galvanische, kräftig elektrolysierende, eine beträchtliche Stromstärke. Umgekehrt besitzt die Reibungselektrizität mit ihrer geringen

elektrolytischen Kraft eine minimale Stromstärke, den galvanischen Strömen hingegen mit ihren kleinen Funken, ist eine niedrige Spannung eigen. Das sind zwei Faktoren, nach denen wir die fließende elektrische Energie beurteilen; wir verstehen unter der Stromstärke gewissermaßen die Mengen der fließenden Elektrizität, unter der Spannung deren Intensitätsvermögen, etwaige Hindernisse im Laufe des Stromes zu überwinden. Will man dies an einem Vergleich veranschaulichen, so kann man dazu ein Rohr wählen, durch das ein Luftstrom geblasen wird. Der Durchmesser des Rohres ist dafür maßgebend, welche Luftmenge hindurchtreten kann. Auf die Elektrizität übertragen, entspräche der Durchmesser des Rohres und damit der Querschnitt des Luftstromes der elektrischen Stromstärke. Der Druck, der nötig ist, um die Luft im Rohr überhaupt in Bewegung zu bringen, stellt den zweiten Faktor dar, die elektrische Spannung. Für beide führt die Technik zwei Maßeinheiten: Ampere (für die Stromstärke), Volt (für die Spannung eines Stromes).

Der elektrische Strom - je nachdem er eine hohe Spannung oder eine hohe Stromstärke besitzt - äußert verschiedene Eigenschaften. Wollen wir mit einem hochgespannten Strom experimentieren, so müssen wir einen solchen mit Hilfe besonderer Apparate erzeugen. Mit den einzelnen Funken der Reibungselektrizität könnten wir auch, aber nicht so bequem, arbeiten wie mit jenem Apparat, der selbsttätig einen dauernden, sehr hochgespannten Strom liefert und den der Mechaniker Ruhmkorff in Paris im Jahre 1848 konstruierte. Das Verdienst der wissenschaftlichen Erforschung gebührt Faraday. Die Bauart von Ruhmkorffs Apparat ist leicht zu beschreiben. Ueber eine längliche Holzrolle, die innen eine Bohrung besitzt, ist ein etwa ein Millimeter starker, umspinnener Kupferdraht in zahlreichen Windungen geschlungen. In der Bohrung liegt entweder ein Stab aus weichem Eisen oder ein Bündel zusammengedrehter weicher Eisendrähte. Die erste Drahtrolle, die man die Primärwicklung nennt, ist in der weiten Höhlung einer größeren Holzrolle verborgen. Diese trägt nun gleichfalls Drahtwindungen in sehr großer Anzahl; der Draht ist ganz dünn, nur Bruchteile eines Millimeters stark, aber sehr sorgfältig mit Seide umwickelt und mit passenden Isolierstoffen (Paraffin) getränkt. Man bezeichnet die zweite Spule als Sekundärwicklung. Die beiden Enden der primären Wicklung sind mit einer passenden Stromquelle verbunden, z. B. mit einer Batterie (eine Reihe zu gemeinsamer Arbeit vereiniger galvanischer Elemente), deren Strom demnach eigentlich nur diese eine Gruppe von Drahtwindungen durchfließt. In den sekundären Windungen nehmen wir ohne weiteres keinen Strom wahr. Sobald wir aber jetzt den Batteriestrom unterbrechen, vielleicht, indem wir einen Draht ablösen, durchheilt auch die zweite Spule ein Stromstoß, ebenso in dem Augenblick, in dem wir den Batteriestrom wieder herstellen. Es ist demnach der Moment von Wichtigkeit, in dem der primäre Strom eine Veränderung, eine Unterbrechung oder Wiederherstellung erfährt. Daraus ergibt sich, daß man einen fortdauernden sekundären Strom erhält, wenn man den Batteriestrom kontinuierlich in der geschilderten Art schnell verändert, und das erzielt man vermittelst einer automatischen Vorrichtung, dem Rees'schen Hammer. Der um die Primärspule zirkulierende Strom passiert eine in seinem Lauf eingefügte Kontaktvorrichtung, eine wagerechte, sehr elastische Feder, an deren Ende freischwingend ein Eisenknopf befestigt ist. Dieser steht dem Eisen in der Primärspule gegenüber, während die Feder sich auf der anderen Seite an eine Metallspitze lehnt. Berühren sich Feder und Spitze, so ist

ein Strom in der primären Wicklung vorhanden. Dadurch wird aber das Eisen magnetisch, es zieht den Knopf an, hebt damit die Feder von der Spitze ab und unterbricht den Strom, womit der Magnetismus sofort aufhört. Infolgedessen schnell die Feder zurück und das Spiel wiederholt sich unter summendem Geräusch, solange die Batterie Kraft liefert. Das Resultat ist ein fortwährendes Kommen und Schwinden des Stromes in äußerst schneller Reihenfolge. Dies zieht einen gleichartigen Vorgang in der sekundären Spule nach sich, wir bekommen in ihren Windungen Ströme vom gleichen Rhythmus; es findet hier eine eigentümliche Uebertragung elektrischer Energie aus einer Spule in die andere statt, ein Vorgang, den man Induktion nennt. Die an zweiter Stelle entwickelte Kraft wird ungefähr dieselbe Größe haben, wie die der Primärspule zugeführte, betrachten wir indes das Wesen der beiden Ströme, so erkennen wir beträchtliche Unterschiede. Der primäre Strom von niedriger Spannung und hoher Stärke erregt einen sekundären Strom von hoher Spannung und ganz geringer Stromstärke. Eine Umformung der elektrischen Energie haben wir hier vor uns, bei deren Erklärung wir wieder an den Luftstrom zurückdenken. Er soll beispielsweise erst einmal mit geringem Druck durch ein weites Rohr fließen, dann am Ende von einer Pumpe angefaßt und in ein sehr enges Rohr unter hohem Druck gepreßt werden. In beiden Fällen ist es derselbe Luftstrom, aber jedesmal in anderer Form. Ähnlich ist es beim Induktionsapparat: aus dem Batteriestrom von geringer Spannung und höherer Stärke erzielen wir einen sehr hochgespannten Strom von kleiner Stärke.

(Schluß folgt.)



Schulzahnärzte und Schulzahnkliniken.

Von Otto Rühle.

„Gut gekaut ist halb verdaut,“ sagt der Volksmund, und die tägliche Erfahrung lehrt, daß er die Wahrheit sagt. Leichtere wie schwerere Verdauungsstörungen, Magen- und Darmkrankheiten sind häufiger, als man zu glauben geneigt ist, die Folge schlechten Kauens der Nahrung; jeder erfahrene Arzt vermag aus seiner Praxis ohne weiteres eine ganze Reihe Krankheitsfälle aufzuführen, deren Ursachen unmittelbar oder mittelbar auf schlechte Durcharbeitung der Speisen durch die Zähne zurückzuführen. Das schlechte Kauens hinwiederum ist in den allermeisten Fällen eine Folge der schlechten Beschaffenheit der Zähne. Es ist unglaublich, in welchem Zustande der Vernachlässigung und Verwahrlosung sich das Gebiß der meisten Menschen befindet. Der Laie macht sich keinen Begriff davon, wie sehr die Pflege der Zähne und die sachgemäße Fürsorge für ihre Erhaltung in fast allen Kreisen der Bevölkerung, besonders aber in den minderbemittelten und ärmeren Schichten, im argen liegt. Auch bei den Kindern schon ist es um die gesundheitliche Beschaffenheit der Gebisse über die Massen traurig bestellt. Viele Schulkrankheiten, wie Kopfschmerz, Schwindel, Appetitlosigkeit, Mangel an Nervosität u. a. haben nach Dr. Bertens Behauptung oft ihren letzten Grund in der Erkrankung der Zähne. Besonders aber bilden kariöse (faule) Zähne, wie Dr. Petruschky-Danzig auf dem internationalen Kongress für Schulhygiene in Nürnberg ausführte, im Kindesalter eine Haupteintrittspforte für den Tuberkelbazillus. Es entstehen die sogenannten skrofulösen Halslymphdrüsen, die bei 90 Prozent der Berliner, 85 Prozent der Danziger Gemeindegelinder vorgefunden worden sind. Große Zahnverderbnis kann also für das Kind nicht

bloß eine Quelle empfindlicher Schmerzen und Leiden, sondern auch die Ursache ernstester gesundheitlicher Gefahren und Schädigungen bilden. Diese Erwägung hat Ärzte und Zahnärzte veranlaßt, die Untersuchung, Pflege und Behandlung der Zähne von Schulkindern ernstlicher ins Auge zu fassen und nach Möglichkeit zu einem Sondergebiete schulhygienischer Bestrebungen auszubauen. Straßburg i. E. ist hierin bahnbrechend und mit vorbildlichen Institutionen vorangegangen. Dort hat vor etlichen Jahren Professor Dr. Jessen bei der Stadtverwaltung eine gründliche zahnärztliche Untersuchung der Schulkinder durchgeführt. Dabei stellte sich heraus, daß von 10 661 Kindern im Alter von 6 bis 14 Jahren nur 165 ein gesundes Gebiß hatten. Die Gesamtzahl aller Zähne, die hätten vorhanden sein müssen, betrug 252,562, in Wirklichkeit aber waren nur 170 042 (67,3 Proz.) vorhanden, von denen nur 121 566 (48,1 Proz.) gesund waren. Eine andere Untersuchung ergab, daß bei 2000 Mädchen 31,9 Prozent, bei 2000 Knaben 30,5 Proz., also etwa ein Drittel aller Zähne, krank waren. Ein völlig gesundes Gebiß hatten nur 42 Mädchen (2,1 Proz.) und 62 Knaben (3,1 Proz.). Demnach hatten 97,4 Proz. aller Kinder kranke Zähne. Zahnärztliche Behandlung

hatten nur 105 (2,6 Proz.) genossen, wobei sich zeigte, daß die Knaben sich eher dazu verstehen, ihre kranken Zähne fällen zu lassen als die Mädchen (3,35 : 1,0 Proz.). In einem anderen Jahre erwiesen sich von allen Zähnen, die vorhanden sein sollten, zwei Drittel als krank oder nicht vorhanden, von den vorhandenen war

Diese Zahlen geben ungefähr ein Bild von dem schlechten Zustande der Zähne bei den Schulkindern im größten Teile der zivilisierten Welt.

Was sind nun die Ursachen dieser ungeheuren Verbreitung der Zahnkrankheiten, dieser fast unglaublichen Verheerung des menschlichen Gebisses? Nach Professor Dr. Jessen tragen bei dem Einzelindividuum unzweckmäßige Ernährung und mangelhafte Zahnpflege die Hauptschuld. Der allgemeine schlechte Ernährungszustand, der Mangel an kalkhaltiger Nahrung in den ersten Lebensjahren, der Aufenthalt in feuchten, kalten, lichtarmen Wohnungen, unzureichende Bewegung in freier Luft — all diese Ursachen, die unter den Kindern der Armen die englische Krankheit (Rachitis) hervorrufen, sind im letzten Grunde auch schuld daran, daß die Zähne der Kinder verspätet und unregelmäßig zum

Zahnkarte

des Kindes:
 Schule:
 Jahrgang 190.....
 Lfd. Nr. (seit 1. Jan. 1906).
 Journ.-Nr. Band.....

Nachweis

über die zahnärztlich-konservative Behandlung von Schulkindern in der städt. Schulzahnklinik zu Strassburg i. E.

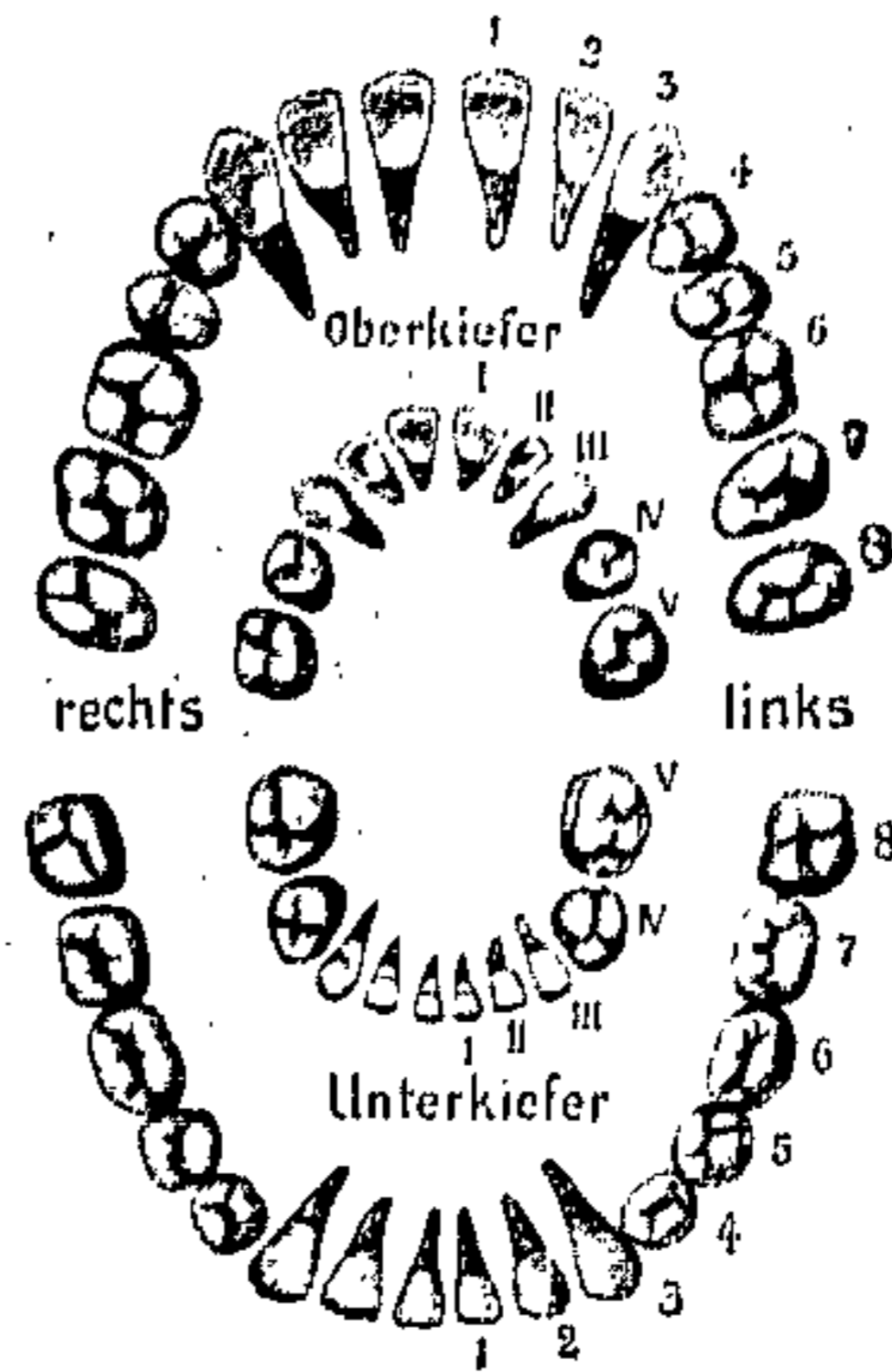
Das genannte Kind wurde:

In Behandlung genommen am:	Alter im Jahre von Jahren	mit kranken Zähnen (Zahl)	mit gesundem Mund entlassen am	Körpergröße cm	Körpergewicht kg	Allgemeiner Körperzustand	Drüsen-schwelung
I. 190.....			190.....				
II. 190.....			190.....				
III. 19.....			19.....				

Zahnfarbe: * gelb....., weiss....., bläulich....., fleckig.....
 Zahnpflege: gut....., ungenügend....., gar keine.....

Bemerkungen:

*) Das Zutreffende ist zu unterstreichen und mit der entspr. röm. Ziffer zu versehen.



Die rot angestrichenen Zähne sind krank oder fehlen.
 Die blau angestrichenen Zähne sind behandelt.

— einfach krank ● einfache Füllung
 = stark kariös v Wurzelbehandlung
 o fehlen..... x ausgezogen.....

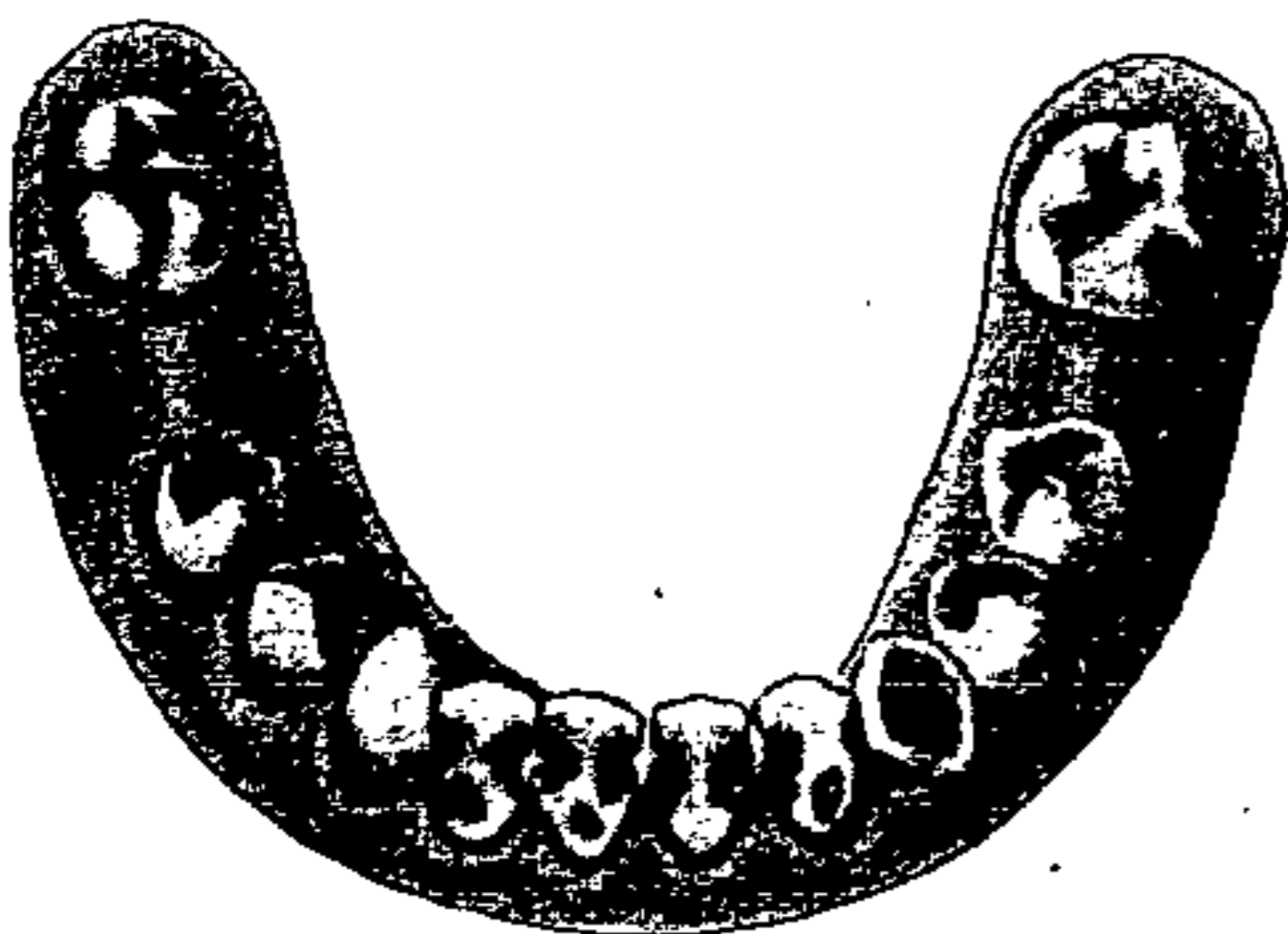
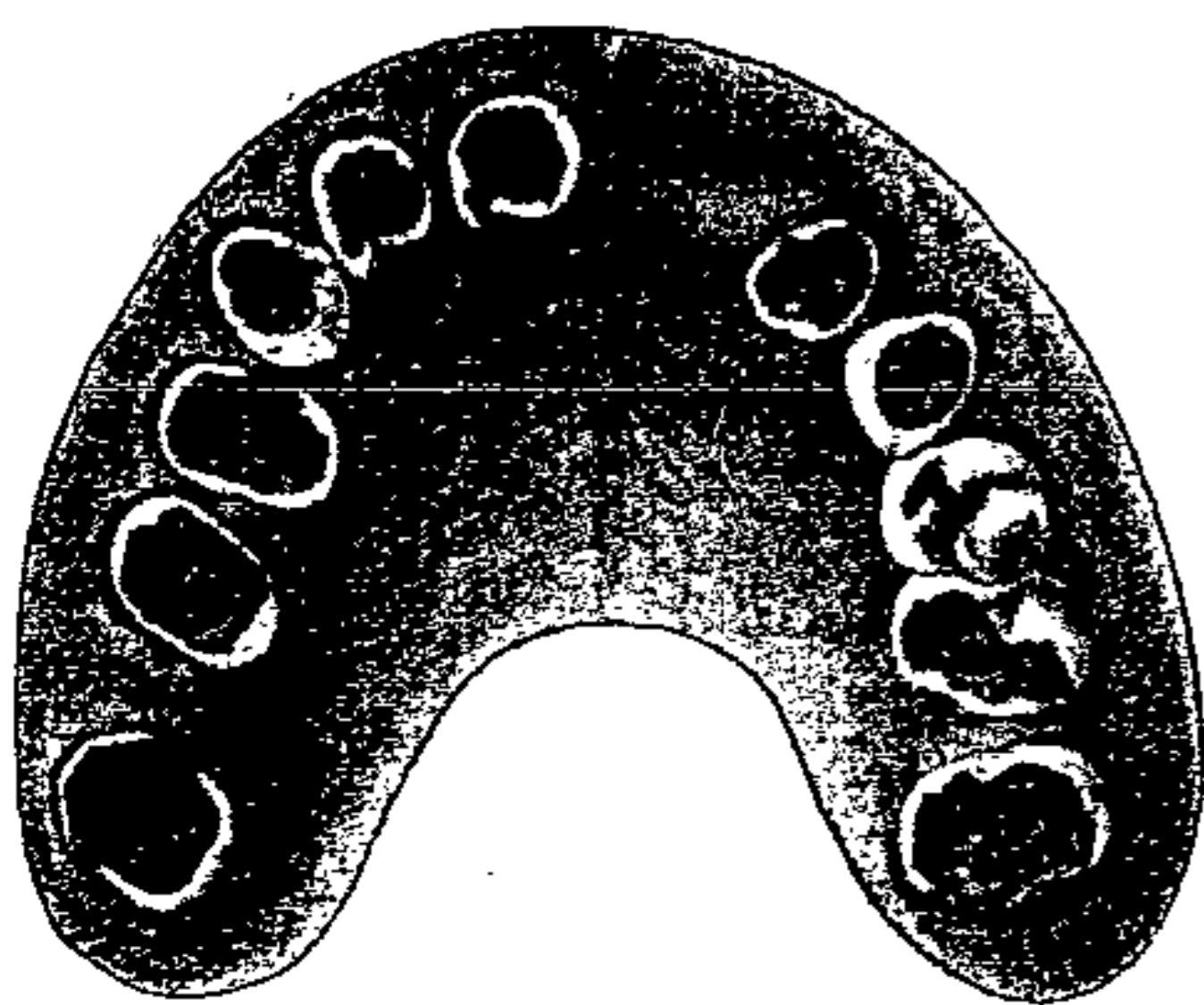
Milchzähne: krank gefüllt
 Bleibende Zähne: krank gefüllt

Summa

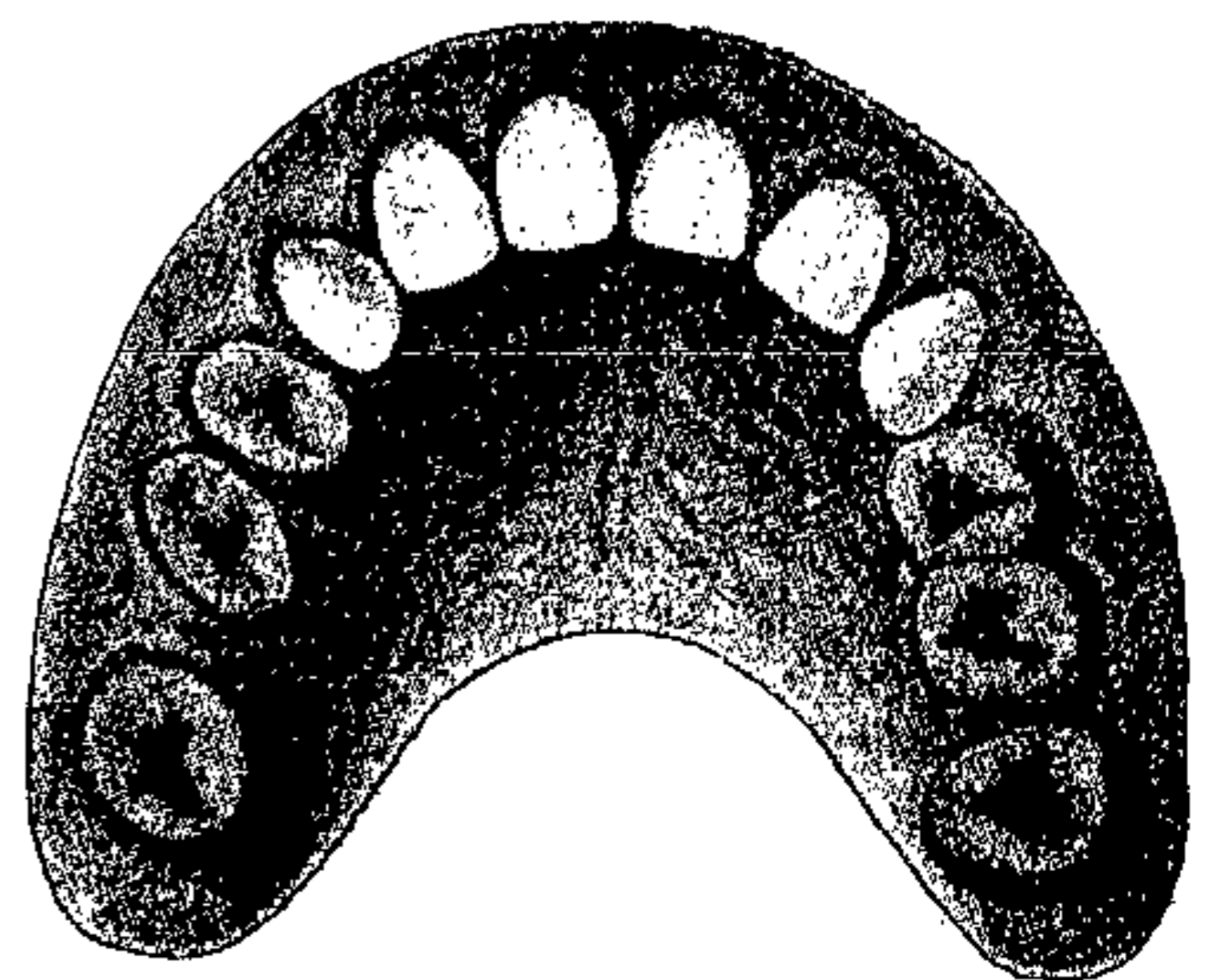
Zahnschema. (Mit Genehmigung der Straßburger Schulzahnklinik.)

wiederum mehr als die Hälfte krank. In Dresden wurden von der zahnhygienischen Zentralstelle 47 000 Schulkinder untersucht, auf jedes Kind kamen im Durchschnitt 7½ kranke Zähne, d. h. jeder vierte Zahn war krank. In Gagen i. W. stellten zwei Zahnärzte fest, daß von 5000 Schulkindern nur 254 (5 Proz.) ein gesundes Gebiß hatten, alle übrigen zählten zusammen 30 000 erkrankte Zähne, das sind durchschnittlich 6 bis 7 bei jedem Kinde. In einer Berliner Mädchenschule fand Dr. Lipschitz unter 407 Schülerinnen nur 3 (0,7 Proz.) mit gesundem Gebiß. Weiter betrug die Prozentzahl der Kinder mit erkranktem Gebiß in Aschaffenburg 99 Proz. (der erkrankten Zähne 33 Proz.), in Berlin 99 Proz. (31 Prozent), in Freiburg 99 Proz. (35 Proz.), Halle 94 Proz. (22 Proz.), Hamburg 98 Prozent, Hannover 89—93 Proz. (27 Prozent), Magdeburg 97 Proz., Rudolstadt 93 Proz. (28 Proz.), Schleswig-Holstein (19 Städte) 92 Proz., Würzburg 81—85 Prozent (15 Proz.), Augsburg 99,4 Proz. Alles in allem haben die schulzahnärztlichen Untersuchungen ergeben, daß bis zu 99 Prozent aller Schulkinder kranke Zähne haben. Nicht bloß in Deutschland, auch im Auslande. Darüber liegen folgende Nachweise vor: in Amerika hatten 1899 von allen untersuchten Kindern 92 Proz. ein krankes Gebiß, und zwar waren 30 Proz. aller Zähne krank, in Dänemark (1900) 92 Proz., davon 21 Proz. kranke Zähne, in England (1890) 77—95 Proz., in Italien (1897) 92 Proz., in Norwegen (1898) 91 Proz., davon 14 Proz. kranke Zähne, in Oesterreich (1902) 99 Proz., in Rußland (1902) 82 Prozent, in Schweden (189) 86—100 Prozent, davon 16—36 Proz. kranke Zähne, in der Schweiz (1900) 90—100 Proz., mit 14 bis 35 kranken Zähnen und in Ungarn (1893) 65—87 Proz. mit 15 Proz. kranken Zähnen.

Durchbruch kommen und leichter schwarz und kariös werden als bei gesunden Kindern. Daß rachitische und bleichsüchtige Kinder durchweg schlechte Zähne haben, beweist, daß der geringe Kalkgehalt der Nahrung und die allgemeine Blutarmut, die eine ausreichende Ernährung der Zähne nicht gestatten, in erster Linie die schlechte Beschaffenheit des Gebisses bedirnen. Dazu kommt, daß man im Volke den Wert einer systematischen



Gebiß eines 15jähr. Schülers vor der Behandlung.



Gebiß eines 15jähr. Schülers nach der Behandlung.



Entfugung. Nach einem Gemälde von Ferdinand Keller.

Bahnspflege — wie der Körperpflege überhaupt — nur erst wenig begriffen hat und daß die gedrückte wirtschaftliche Lage der Massen in den meisten Fällen die für Bahnspflege wie für Zahnbehandlung erforderlichen Aufwendungen an Zeit und Geld nicht ermöglicht. Oft genug hat der Proletarier gar nicht so viel zu beissen, daß er das Fehlen von Zähnen besonders schmerzhaft empfinden mußte. Auch andere Einflüsse nachteiliger Art machen sich noch geltend, so die der Masse, des Bodens, der Ziviliation, der verfeinerten Lebensweise und Verweichlichung usw. Die Folgen können nicht ausbleiben. Weil das Gebiß nicht ordentlich gebraucht wird, sind die Kiefer zu klein geworden. Die Zähne haben keinen Raum und erkranken in der engstehenden Zahnreihe leicht und früh. Schmalgesichter haben viel schlechtere Zähne als Breitgesichter, deren große Kiefer den Zahnreihen genügend Raum bieten. Die Vererbung spielt auch hier Generationen hindurch eine Rolle. Nachgewiesen ist weiter, daß normal gestellte Kinder durchgängig bessere Zähne haben als künstlich genährte. In demselben Maße also, in dem — mit zunehmender Frauenarbeit in der kapitalistischen Produktion — zahlreiche Proletariermütter an der Funktion des Kinderstillens gehindert werden, bis sie schließlich die Fähigkeit hierzu gänzlich verlieren, trägt das System der Ausbeutung auch nach dieser Richtung hin die Verantwortung für die große Zahnverderbnis des proletarischen Nachwuchses. Dr. Möse hat nach Untersuchung von 157 361 Schulkindern konstatiert, daß Gewicht, Körpergröße und geistige Leistungsfähigkeit der Kinder um so bedeutender sind, je länger die Stillzeit der Kinder gedauert hat, und daß der Zunahme der Stillungsdauer ganz genau die Abnahme der Zahnverderbnis entspricht. Dr. Jessen weist besonders noch darauf hin, daß auch unser Volksnahrungsmittel, das Brot, heute im allgemeinen viel zu fein und zu weich ist, als daß es die Zähne kräftigen könnte; daher ist auch die Gewohnheit vieler Mütter, kleinen Kindern die Brotkrumen abzuschneiden, zu tadeln. So wirken zahlreiche Ursachen an der Zerstörung des kindlichen Gebisses, das dann in der Regel der Karies verfällt, jener durch kleine Spaltpilze (Bakterien) hervorgerufenen Zahnkrankheit, die unter den Zähnen unserer Kinder schon, wie oben nachgewiesen, so furchtbare Verheerungen anrichtet. Seit man mit der Erfüllung der alten sozialdemokratischen Forderung, zum Zwecke der gesundheitlichen Ueberwachung der Schuljugend besondere Schulärzte anzustellen, in zahlreichen Gemeinden den Anfang gemacht hat, ist von diesen Schulärzten wiederholt darauf hingewiesen worden, daß eine rationelle und ernsthafte Bewahrung der Kinder vor gesundheitlichen Störungen und Schädigungen ohne die Mitwirkung von Spezialärzten nicht durchführbar

ist. Will der Schularzt nicht bloß ein Dekorationsstück sein, sondern sein Amt mit Eifer, Gewissenhaftigkeit und Energie verwalten, so ist er bei dem erfahrungsgemäß sehr schlechten gesundheitlichen Allgemeinzustande unserer Volksschuljugend dermaßen mit Arbeit überlastet, daß er sich auf Spezialuntersuchungen und Spezialbehandlungen nicht besonders einlassen kann. Das ist Sache von Spezialärzten, die neben dem Schularzt in die Schule gehören. Vor allem würde ein Schulzahnarzt wohl in jeder Schule reichliche Beschäftigung vorfinden. Einige Städte haben denn auch die zahnärztliche Behandlung von Schulkindern bereits eingeführt, so Solzmin den und Reichenbach i. B., in Darmstadt und Altona werden von zahnärztlichen Vereinigungen arme Kinder unentgeltlich untersucht und behandelt, in Straßburg besteht seit 1902, in Mühlhausen i. E. seit 1905 eine städtische Schulzahnklinik. Da der Gedanke, durch Begründung von Schulzahnkliniken aus öffentlichen Mitteln der Zahnverderbnis im Volke entgegenzuwirken, in immer breitere Kreise dringt und in letzter Zeit auch in Frankfurt a. M., Wiesbaden, Birmich, Luzern und Leipzig so nachhaltig Wurzel gefaßt hat, daß in all diesen Städten mit der Erwartung gerechnet werden darf, daß sie in absehbarer Zeit zur Errichtung von Schulzahnkliniken kommen werden, ist es gewiß am Platze, einen Blick auf die Schulzahnklinik in Straßburg i. E. — die erste in Deutschland — zu werfen.

Die Arbeit, die der dortige Professor Dr. Jessen jahrelang der Förderung der Zahnspflege unter der Straßburger Schuljugend gewidmet hatte, war mit der Zeit auf so fruchtbaren Boden gefallen, daß sich an schulfreien Tagen oft 50—60 Kinder in seiner Privatklinik einfanden, um sich zahnärztlich behandeln zu lassen. So gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden, fehlte es an Zeit, Raum und Arbeitskräften, daher wurde auf städtische Kosten ein Assistent angestellt, sowie ein Umbau der zahnärztlichen Universitätsklinik vorgenommen, wodurch der städtische Etat um 2500 Mk. belastet wurde, ungerechnet schon früher bewilligte 700 Mark pro Jahr für zahnärztliche Untersuchungen. Sofort nach ihrer Eröffnung 1902 entwickelte die Klinik eine rege und segensreiche Tätigkeit. Es wurden bis 1. August 1903 insgesamt 5343 Kinder untersucht und 2666 behandelt, davon 699 mit Füllungen (Plomben) und 2912 mit Extraktionen (Zahnausziehungen). Im zweiten Jahre (1. Oktober 1903 bis 30. September 1904) stieg die Zahl der untersuchten Kinder auf 6900, wovon 4967 behandelt wurden, und zwar mit 4822 Füllungen und 6520 Extraktionen. Während die Zahl der letzteren nur $2\frac{1}{4}$ mal so groß war als im Vorjahr, betrug die Zahl der Füllungen das sieben-

fache, was beweist, daß das Hauptgewicht der Tätigkeit dieses Instituts auf die konservative Behandlung gelegt wurde, daß es also nicht galt, franke Zähne unter allen Umständen zu beseitigen, sondern sie im Gegenteil nach Vorahme entsprechender Reparaturen möglichst zu erhalten. Nachdem 1904 ein zweiter Assistent und ein Diener angestellt worden waren, dehnte sich das Wirkungsgebiet der Klinik immer weiter aus. Nicht bloß, daß im Zeitraume des dritten Jahres bei 6828 behandelten Kindern 7985 Extraktionen (Ausziehen von kranken Zähnen) und 7065 Füllungen vorgenommen wurden, man zog auch die Besucher der Kleinkinderschulen mit zur zahnärztlichen Behandlung heran, entsprechend dem Grundsatz: je gesünder und wohlerhaltener das Milchgebiß, desto sicherer die Hoffnung, daß auch das spätere bleibende Gebiß gesund und kräftig sein wird. Von 646 dieser Kleinen im Alter von 3 bis 6 Jahren hatten nur 91 ein gesundes Gebiß, wohl aber 2949 franke Zähne, darunter 773 mit eiternden Wurzeln. Nicht weniger als 17 Kinder wiesen von den bleibenden Zähnen schon 30 auf, die kariös waren, obwohl sie sich erst ein halbes Jahr im Munde befanden. Bei drei Kindern waren sämtliche 20 Zähne krank und 27 hatten je 10 bis 15 franke Zähne. 15 Kinder waren mit eiternden Schwelungen und 4 mit Zisteln behaftet. 13 Kinder waren bereits behandelt und hatten 31 Füllungen. Der Umfang der Wirksamkeit der Straßburger Klinik im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung wird am deutlichsten dadurch illustriert, daß allmonatlich 600 Füllungen vorgenommen werden. Dabei bleibt ihre Leistungsfähigkeit noch hinter den Anforderungen zurück, so daß der Neubau einer Klinik geplant ist.

Die Organisation der Schulzahnspflege in Straßburg ist eine vorbildliche Errungenschaft auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, die ernsteste Beachtung verdient und anderen Stadtverwaltungen nicht dringend genug zum Studium empfohlen werden kann. Sie bildet einen wichtigen Schritt vorwärts zu dem Ziele, das auf dem internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg in folgender Resolution zum Ausdruck gebracht wurde: „Eine behördlich organisierte, auch den Unbemittelten zugängliche Zahnspflege für das Volk ist notwendig und auf dem Wege der städtischen Schulzahnkliniken mit unentgeltlicher Behandlung, sowie anschließend durch die sozialen Versicherungseinrichtungen durchführbar.“

(Unsere Illustrationen „Gebiß eines 15-jährigen Schülers“ sind dem empfehlenswerten Werke „Die Zahnspflege in der Schule“ von Jessen, Moß, Dominicus, Verlag Rudolf Weuf in Straßburg i. E. entnommen.)

Hans, der Blinde.

Eine heitere Erzählung von E. Preczang.

(Schluß.)

Hans nahm sich zusammen, schon seines Rufes wegen, der in Gefahr geriet. Als die schlimmsten Nachlässigkeiten eingeholt waren und er das bearbeitete Stück mit hellen Sinnen besah, kam die gute Laune wieder. Die Schwanenhöhe erglänzte im goldenen Sonnenlichte; er sah den Sonntag wie einen Tag, an dem alle Menschen gut und entgegenkommend sein mußten, weil es leuchten würde vom Himmel in lauter Frühlingsgüte, in der wohl auch das härteste Herz weich wurde.

Aber da es stets anders kommt, konnte es auch hier nicht anders kommen: grau und trübselig kroch jener Sonntag auf die Erde und blieb so, bis Hans sich auf den Weg machte, der ihn in mehr als einer Beziehung an die mißlungenen

Examina seiner Jugend erinnerte. So recht ein Wetter, in dem sich die Herzen verhärteten und trotzig werden und — kurzfristig.

Ein feiner Regen spann seine endlosen Fäden vom Himmel zur Erde und hatte sich offenbar ein gut Stück Webearbeit vorgenommen.

Hans im Sonntagstaat unterm Regenschirm. Von allen Seiten eingehüllt in die graue, dampfende Masse. Keine Kacke auf der Straße, kein Gase auf dem Weg.

So oder so, Hans würde es zum Bruche treiben! Dessen war er sich sicher. Er hatte noch einmal eine Aussprache mit Lisa herbeizuführen versucht, aber sie wich ihm aus. Seit dem Mittagessen hatte er sie überhaupt nicht ge-

sehen. Tante Kamann sagte seit jenem Tage, da ihre stillen Hoffnungen scheiterten, überhaupt kein Wort mehr, das sich irgendwie vermeiden ließ. Und der Hausherr selber kam sich vor wie auf einer schwanken Wage. Bald pendelte sie hinauf, bald hinab. Der Himmel mochte wissen, wo sie einst stehen blieb.

Auf der Hälfte des Weges überlegte Hans, ob er nicht lieber umkehren solle. Die „Spleenige Jungfrau“, wie er in seinem Hase die Briefschreiberin nannte, würde bei solchem Wetter wohl zu Hans bleiben. Oder doch nicht? Da es um die Haube ging, machte sich wohl manche die Füße naß. Desto besser! Dem Gange und Bange mußte ein Ende werden. Gleichviel wie.

Schon wand der Weg sich aufwärts und verengte sich mehr und mehr. Schließlich war er so schmal, daß Hans seinen Regenschirm schließen mußte, weil er fortwährend mit den Zweigen der am Wege stehenden Gebüsche in Kollision geriet. Uebrigens hielten die Baumkronen einen Teil der Masse ab. Es ging sich wie in einer warmen Stube fast. Kein Luftzug regte sich, kein Blatt, kein Zweig. Nur eine leise Musik, die Musik der Regentropfen, war hörbar. Und, tief aus versteckten Büschen, meldete sich zuweilen ein verlorener Vogelton.

Hans stand auf dem Plateau der Höhe. Von hier aus sah man hinab auf die Stadt, die in graublauem Dunste schwamm und nur die um eine Schattierung dunkleren Silhouetten der Türme sichtbar gegen die Wolken streckte.

Nicht weit vom Rande stand eine uralte Eiche, die noch das rostbraune Laub des Vorjahres trug und so auf ihren Wurzeln, die aus dem Sande des Abhanges knorrig hervorsprangen, auch im Regen trockene Sitzplätze schuf.

Hans erschrak fast: sie war schon da, sie, die Unheimliche und Ungekannte.

Eine schlauke Gestalt saß auf einer der Wurzeln, ruhig an den Stamm gelehnt. Ein grauer Regenmantel, dessen Kapuze das Haar bedeckte, hüllte sie ein. Ein dichter schwarzer Schleier ließ kaum die Form des Gesichtes ahnen. Aber als Hans, sie einen Moment von der Seite betrachtend, da stand, fiel ihm die anmutige Linie des feinen Halses auf.

Kein Zweifel: ein junges Mädchen! Und, den wenigen Anzeichen nach, ein hübsches dazu!

Er zitterte fast vor Aufregung. Dann nahm er allen Mut zusammen und lästete den Gut: „Mein Fräulein —“

Sie sah auf, nickte und deutete mit der behandschuhten Rechten auf eine Baumwurzel.

Er hatte sich eigentlich vorgenommen, die Angelegenheit in möglichster Schnelle, so quasi im Vorübergehen zu erledigen, aber nun setzte er sich, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, ganz automatisch auf den bezeichneten Platz.

Stumm saßen sie ein Weilschen nebeneinander. Er fühlte ihre Augen auf sich gerichtet und faßte nur mühsam den Mut, um zu sagen: „Darf ich Sie bitten, mein Fräulein, mir Ihr Antlitz zu zeigen?“

Sie verneinte stumm.

Das ärgerte ihn: „Es ist vielleicht kein unbilliges Verlangen eines Mannes, das Antlitz derjenigen zu sehen, die ihn heiraten will. Außer vielleicht in der Türkei.“

Sie legte die Hand auf's Herz, wohl um anzudeuten, daß es lediglich auf die Beschaffenheit dieses Organs ankomme, und überreichte ihm ein geschlossenes Kuvert mit der Aufschrift: Legitimationen.

Er nahm die Papiere rein mechanisch, wollte sie dann gleich zurückgeben. Sie weigerte sich heftig. So behielt er das Kuvert in der Hand.

„Ich kann Ihre Papiere nicht behalten!“ Er beobachtete die Wirkung seiner Worte. Aber die Angeredete rührte sich nicht.

„Hören Sie mich an, mein Fräulein! Ich zweifle nicht, daß Sie das beste und liebenswerteste Wesen sind, wohl geeignet, einen Mann glücklich zu machen. Hinderten mich nicht äußerst triftige Gründe, ich würde es vielleicht wagen, Sie zum Standesamt zu führen, ohne Sie gesehen zu haben. Aber — es kann nicht sein! Ich liebe eine andere! Sie werden fragen: Warum dann das Inferat? Warum das ganze unwürdige Spiel mit einem Menschenherzen? Nun, als ich Ihnen mein Schreiben zugehen ließ, standen die Dinge noch anders. Ich möchte nicht ohne Not näher darauf eingehen. Ich bitte Sie nur, mir zu bestätigen, daß ich keine Verpflichtungen Ihnen gegenüber habe, daß ich ein freier Mensch bin. Wollen Sie das?“

Ein Kopfschütteln antwortete.

„Nicht? Dann muß ich versuchen, Ihr Herz zu rühren. Hören Sie mich, bitte, mit Aufmerksamkeit an: in meinem Hause lebt ein junges, gutes und edles Mädchen, meine Koufine, nebst ihrer Mutter. Beide sind unentbehrliche Stützen meiner Wirtschaft. Es sind frohe und gesunde Menschen, die ich geliebt habe, so lange ich sie kenne. Verstehst dich: in verwandtschaftlichem Sinne. Lisa, so heißt meine Waise, war ein zehnjähriges Kind, als ich zu ihrer Mutter zog. Und nur als ein tolles, übermütiges Kind habe ich sie auch dann betrachtet, als beide nach dem Tode meiner Eltern in mein Haus kamen. Ich übernahm als Ungerübter die Wirtschaft und mußte viel arbeiten. Vier Jahre, die letzten, sind darüber hingegangen, ehe ich wieder anfing, interessierter an andere Dinge als an Acker, Hans und Hof zu denken. Nun war alles trefflich versorgt — ich begann den Mangel einer Frau zu spüren. Andere Wege schienen mir verschlossen oder zu langwierig: ich wählte das Inferat, um meinen Zweck zu erreichen. Sie meldeten sich, ich antwortete. Und noch am gleichen Tage erhielt ich durch eine unbedeutende Veranlassung die Gewißheit, daß ich höchst lörricht und leichtsinnig gehandelt, denn ich entdeckte, daß Lisa ja auch längst kein Kind mehr sei, und daß sich unbewußt in meiner Seele eine tiefe Neigung zu ihr herangebildet hatte. Ich warb um sie. Sie lehnte ab — hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich schon mit Ihnen in Verbindung getreten. Ich hoffe, Sie werden es mit mir als ein Zeichen außergewöhnlichen Edel sinns betrachten, daß sie die Bedingung stellte: Sie müßten freiwillig den vermeintlichen Anspruch auf mich hingeben. Wünschen Sie mich, mein Fräulein, nach dieser Erklärung noch zum Mann?“

Die graue Kapuze neigte sich entschieden zur Bejahung.

Hans atmete schwer: „Sie wollen also zwei, nein drei Menschen für's Leben unglücklich machen?“

Die Kapuze verneinte.

„Nicht? Sie geben mich also frei?“

Wieder eine Verneinung.

„Sie widersprechen sich! Nun, so hören Sie, Fräulein: Sie können hindern, daß ich glücklich werde, können mich zwingen, meine Liebe zu begraben, aber — auch Ihre Dame, mich heiraten zu wollen, werden Sie aufgeben müssen. Oder gedenken Sie mich auch dazu zwingen zu können?“

Ein stummes Ja.

Hans lachte ein trockenes Lachen: „Die Höflichkeit verbietet mir, Ihnen darauf das zu antworten, was angebracht wäre.“ Er legte das Kuvert in ihren Schoß: „Beglücken Sie einen Würdigeren, Fräulein.“

Er stand auf, lästete den Gut und ging, ohne sich umzusehen.

Er war schon auf dem schmalen Pfade, den er vorhin hinaufgeklommen, als er es hinter sich knacken hörte. Ein Zweig, der auf dem Wege gelegen, zerbrach unter den Füßen der Unbekannten.

Hans stand, das Gesicht zurückgewandt, starr. Sie folgte ihm also! Folgte ihm, trotzdem sie doch sicher in der Stadt wohnte und ihr Weg an der entgegengesetzten Seite des Berges hinabführte.

„Heilige Dreistigkeit!“ murmelte er. „Die ist mehr als hartnäckig!“

Sie streckte ihm schon von ferne die Hand mit dem Kuvert entgegen.

Er ließ sie herankommen: „Sie haben offenbar die Absicht, mich bis an mein Haus zu verfolgen?“

Sie nickte.

„Sie wollen also um jeden Preis unter die Haube?“

Wieder ging die Kapuze abwärts.

„Gut. Ich habe noch einen Vorschlag. Ich verschwiege Ihnen, daß auch meine Koufine einen Verehrer hat, dem sie zwar zugetan ist, den sie aber — hier mußte er husten — opfern würde, um mich zu befreien. Ich kenne den betreffenden jungen Mann nicht, zweifle aber keineswegs, daß es sich um ein Prachteremplar von einem Menschen handelt.“

Hinter dem Schleier sicherte es.

„Nun gut, wollen Sie den Herrn übernehmen?“

Der Schleier nickte so heftig, als sei hinter ihm etwas in erschütternde Bewegung geraten.

Hans, erstaunt und hocherfreut, rief: „Aber, dann geht ja alles gut! Und ich bin frei, nicht?“

Eine heftig verneinende Bewegung; die Kapuze verschob sich und ein paar braune Locken flatterten hervor.

Im selben Augenblick verschwand mit einem Sprunge der graue Regenmantel. Hinter einem Busch klang leises Lachen hervor.

„Hallo!“ Hans ging ein Licht auf: das Lachen, die Locken —!

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende, sondern begann den Berg hinabzulaufen, um einen Vorsprung zur Ueberlegung zu gewinnen. Und plötzlich spukten ihm im Kopf die Verse:

„So harr ich auf Dich, noch im Busche versteckt sein,
Denn, merkt es wohl, Freund: ich will erst entdeckt sein!“

Wirst Du geweckt sein?“

„Teufel!“ dachte Hans. „Fast wäre ich wieder durch's Examen gefallen!“

Aber noch war die Ekre zu retten — und eine kleine Nacht obendrein zu gewinnen!

Lisa, noch in Kapuze und Schleier, kam den Berg hinabgelaufen.

„Hall, mein Fräulein! Ein glücklicher Wind zeigte mir Ihre braunen Locken! Sie sind also ein junges Mädchen, dessen bin ich sicher. Ich zweifelte bisher daran. Nun gebe ich meinen Widerstand auf, wenn Sie mir gestatten, Ihren Schleier so weit zu lüften, daß ich Ihre Lippen erreichen kann.“

Er legte, ohne eine Antwort abzuwarten, seinen Arm um den grauen Regenmantel, während das Mädchen die Hand gegen den Schleier preßte.

Da begann es in seinem Arm zu zittern. Noch eine, zwei Sekunden erfreute er sich an der Gewißheit, daß sie es nicht würde ertragen können, ihn in den Armen einer anderen zu wissen.

„Genug der Komödie, Lisa!“

Das wirkte wie ein Zauberwort. Sie warf Schleier und Kapuze in den Nacken und unarmte, halb lachend, halb weinend, den endlich Gefundenen.

Dann gingen sie wieder hinauf zur Schwanenhöhe, saßen unter der Eiche und blickten in den noch immer lau herabrieselnden Frühlingsregen, wenn sie sich nicht in die Augen sahen.

Tante Ramann wunderte sich, daß Nefte und Tochter so lange ausblieben.

Und als sie endlich kamen, rief sie ihnen schon auf dem Hausflur entgegen: „Wo bleibt Ihr? Ihr werdet Euch den Rheumatismus holen! Wie? Und der Regenschirm ist trocken?“

„Ich hatte keinen Arm frei,“ lachte Hans. „Aber was macht Dein Rheumatismus? Sieh mal, da ist die Braut, die ich mir durch das Inferat geholt habe. Sagst Du noch: Psui?“

Tante Ramann sagte gar nichts. Sie setzte sich vor freudigem Schreck auf einen Stuhl, sah die beiden Lachenden an und ließ sich ein paar dicke Tropfen über die kugeligen Wangen rollen. Rheumatismus hatte sie gar keinen mehr. Hans aber sagte zehnmal an diesem Abend — und sagt es heute noch zuweilen —: „Man sollt's nicht glauben, wie bösig oft ein Mensch sein kann, wenn er auch sonst gar kein Dummer ist.“ —

